

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würllichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Berlin, 1798

Zwanzigster Brief. Hauptmann Heinrich Veldenaar an seine Schwester.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8382

Zwanzigster Brief.

Hauptmann Heinrich Weldenaar an seine
Schwester.

Wie willkommen, meine beste Jacobine, war uns allen Dein lieber Brief. Mutter giebt mir den Auftrag ihn zu beantworten, weil es ihr durchaus an Muße fehlt. Jetzt fühlt sie erst, wie unentbehrlich Du in diesem schweren Hausstande bist! Alles ist hier übrigens wohl. Wenn unser Vater seinen Kopf nicht so unablässig angriffe, so hätten wir viele Hoffnung, den theuren Mann noch viele Jahre zu behalten: aber Du weißt, wie ernsthaft er über die würdige Verwaltung eines Amtes denkt, an dem so viel gelegen ist. Mutter ist, wie Du sie verließest. Jan war hier. Er ist immer der nehmliche gute, leichtherzige Junge: er ist ungemein gewachsen, und er und sein Onkel sind äußerst zufrieden mit einander. Jan besitzt die glückliche Geschmeidigkeit, durch die man oft sein Glück wolt

leichter macht, als durch Geistesgaben und eine gelehrte Erziehung; auch ist er arbeitsam, und kann gegen Arbeit an. — Unser Fris hatte einen Anstoß vom Fieber, aber der stinke Junge kehrte sich nicht daran; er lernte seine Lektion und machte seine Ausarbeitungen, als ob ihm nichts fehlte. Alle übrigen sind gesund wie die Fische, und sobald Du wieder kömmt, soll der kleine Wim entwöhnt werden.

Wie glücklich bist Du, meine Theuerste, mit einer solchen Freundin! Sollte sie nicht auch die meinige seyn können? Warum nicht? Muß man sich denn immer durch falsche Maximen regieren lassen? Müssen wir Ach! ich kann es nicht länger aushalten, denn ich denke hlerüber gerade wie Du. Nein, sie kann meine Freundin nicht seyn! — Du verstehst mich; ich meine, so, wie sie die Dornige ist. Du sprichst sehr richtig; Du zeigst, daß Du es gut mit mir meinst, wenn Du mir alle Hoffnung benimmst. Wenn ich nicht hoffte! — Was man auch sagen mag, Hoffnung ist die Nährerin der Liebe. Ich hoffe; gewiß, Jacobine, ich hoffe! — „Worauf?“ — Ich muß schweigen! Als ich sie zum

erstenmale sah, war mein Loos entschieden; solch einer majestätischen Schönheit, solch einem erhabenen Charakter kann nichts widerstehen. Es war Liebe, das wußte ich; ich konnte mich nicht täuschen. Aber ich sah ein, daß es mir zukomme, diese vor ihr sorgfältig zu verbergen. Du allein, meine Jacobine, wußtest um mein Geheimniß.

So lange es ihr unbekannt war, daß ich sie nicht bloß mit dem Auge der Freundschaft betrachtete, begegnete sie mir mit jener holden Traulichkeit, womit sie ihre Freunde so sehr unterscheidet. Wie hat sich das geändert! Jetzt hält sie mich in einer Entfernung! sie ist bloß höflich, als gegen den Bruder ihrer Freundin. Doch Du siehst und weißt das ja alles! Und was habe ich verbrochen? Eine so ehrfurchtvolle Liebe, die sich selbst zum Schweigen verurtheilt, kann die sie beleidigen? Zeige ich mich der Gastfreiheit unwürdig, womit Herr Helder mich beehrt? Trachtete ich jemals, Gefühle in ihr zu erwecken, welche ihre Eltern mißbilligen mögten, und von denen sie nichts ahnen? Was kann mir zu hart fallen, wenn ihr Beifall der Lohn wäre?

wäre? Das steht fest, nie wird sie an Welches
naar ohne Achtung denken können. — Achtung!
— eisfalter Begriff, bei dem mein Blut
erstarrt! Achtung! und ich habe Augen, die
sie sehen wie sie ist! Ich habe ein Herz, das tief
in seinem Inneren ihren ganzen Werth fühlt!
das sie liebt wie sie, wie nur sie es verdient! . . .
Wenn es noch Belfall, zum wenigsten Belfall
wäre!

Sie mag über mein Schicksal entscheiden;
aber sie nicht lieben — nicht lieben so wie ich sie
liebe, das kann sie selbst von mir nicht verlangen.
Wer ist zu Unmöglichkeiten verpflichtet?
Stets werde ich sie mit der starken Liebe eines
rechtschaffnen, gefühlvollen Mannes lieben, der
ihren Werth fühlet und erkennt. Stets werde
ich zeigen, daß ich es werth bin, sie zu lieben.
Ich werde mir meine Beförderung angelegen
seyn lassen, und übrtzens alles, was die Natur
mir nicht heilig macht, meiner Leidenschaft auf-
opfern. Einst wird sie Dir dann wohl bezeugen:
„Hätte ich Ihren Bruder lieben können,
so würde diese Wahl mir keine Schande
gemacht haben.“

Wie ist es nur möglich, meine Beste! Viele unserer jungen Leute sehen sie weiter für nichts als für eine Schönheit an. Sie kennen bloß ihre Außenseite; ihren Geist, ihre Verdienste können sie nicht beurtheilen. Man nennt sie coquet. Wissen alberne Hasenfüßchen auch, was Coquetterie ist? Treffliche Beurtheller einer Helder!! Von diesem Schlage sind gleichwohl ihre meisten Anbeter. Dazu kommt, daß jegliche, entweder von der Natur ein wenig vernachlässigte, oder nachgerade aus der Mode gekommene Dame ihre Feindin wird. Du weißt ja, was Gay, unser Lieblingsdichter, sagt, daß der Wahn der Schönen und der Poeten nichts neben sich leiden kann, was einigermaßen mit ihnen um den Rang buhlt. Ist es demnach ein Wunder, wenn eine Helder Feinde und Feindinnen hat? Daß sie schön ist, daß sie geliebt wird, daß sie eine der besten Partien ist, die der Eigennuß sich denken kann, das alles gehört unter die unbestrittenen Wahrheiten. Sollte sie für alles dieses der Mißgunst keinen Zoll bezahlen müssen, von wem könnte diese ihn denn sonst wohl fordern? Jeglicher junge Windbeutel,

den sie mit verdienter Geringschätzung straft, wird ihr Feind; jedes Frauenzimmer, dessen Schönheit sie überstrahlt, wird ihr aufässig. Ich erinnere mich, aus dem Munde einer sehr verständigen Frau einmal folgendes gehört zu haben, was ich gedruckt und öffentlich angeschlagen wünschte, damit jegliche Schöne es auf sich anwenden mögte: „Wie Etienchen Helder so dann und wann einmal unter dem Auge ihrer Gouvernante im Publikum erschien, war sie der Liebling aller Damen von fünf und zwanzig Jahren. O, hies es, das ist ein Engel! Welche Augen! welcher Gang! welcher Zustand! welches ein schönes blondes Haar! Lauter Reiz! Nichts Fades! Alles lebt und webt an ihr! u. s. w. Jede prüfete ihren Witz, und fand etwas Geistes, welches in dem was sie sagte. Aber, leider! blieb Etienchen Helder nicht im vierzehnten Jahre stehen; aus den Lobrednerinnen wurden folglich Tadlerinnen. O ja, hieß es nun: sie sieht nicht übel aus; aber — sie ist erschrecklich von ihrer kleinen Person eingenommen, und — sehr coquett. Daß sie reich ist und

„Verstand hat, das sind denn ebenfalls zwei
„Dinge, wovon sie sehr überzeugt ist.“

Welber! Welber! sagt mir, sprechen die
Schlimmsten aus unserem Geschlechte wohl nach-
theilliger von dem Eurigen, als Ihr selbst von
einander spricht? — Warum erstickt eine unbän-
dige Eitelkeit Euere besten Gefühle? — Auch
von diesem hassenswürdigen Fehler ist unsere
Helden frei; nie gründet sie ihren Ruhm auf
die Herabwürdigung anderer. Mein Urtheil
könnte hier verdächtig scheinen; aber Deine,
meine Schwester? Hättest Du Deine innigste
Freundschaft einer Person gewähren können,
die dieses wichtigen Geschenkes nicht in jeglicher
Hinsicht würdig wäre?

Sollte der junge Herr Leevend
Er ist noch so jung Ich will lieber
nicht daran denken. — Mein Urlaub ist beinahe
zu Ende; ich muß zum Regimente. Wie gern,
meine Jacobine, mögte ich Dich noch einige
Tage für mich besitzen! Willst Du mir nicht den
Tag bestimmen, an dem ich Dich abholen soll?
Unsere liebe Mutter überläßt dieses völlig Deiner
Willkühr: aber wie sehr würdest Du alle verblenden,

wenn Du uns nicht lange mehr ausbleiben wolltest! Es ist hier so öde ohne Dich! Kinder, Gesinde, alles seufzt!

Deine Freundin wird mit mir zufrieden seyn; auf mein Wort, das wird sie! Aber es ist mir unmöglich, diese günstige Gelegenheit, sie, bevor ich zum Regiment abgehe, noch einmal zu sehen, aus den Händen zu lassen. Auch Dich, meine eigne Jacobine, sehe ich dann um so viel früher wieder, und habe Dich um so viel länger. Schlag mir einen Wunsch nicht ab, auf den ich mein Herz so ganz setze! Ich muß — ich muß sie noch Einmal sehen!

Einundzwanzigster Brief.

Wilhelm Leebend an die Demoisellen Helder
und Weldenaar.

Wie hat Wilhelm sich betragen? — O, wenn ich doch wüßte, wie diese Frage beantwortet wer-